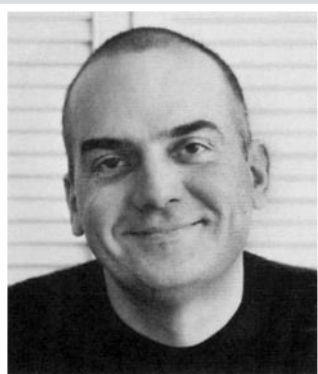


# Editorial



Bruno Hildenbrand



Tom Levold

Liebe Leserin, lieber Leser,

das Psychotherapeutengesetz hat im Feld systemischer Beratung und Therapie vieles in Bewegung gebracht. Hierzu einige Eindrücke aus den letzten Wochen: Der Besuch von Tagungen und Weiterbildungsveranstaltungen wird vermehrt davon abhängig gemacht, ob der dort zu erlangende Schein anerkenntnisrelevant ist. Dies fördert den Rückfall in früheres Studentenverhalten und begünstigt nicht unbedingt die Herausbildung freier, autonomer Geister professionell Handelnder. Anders gesprochen: Freiräume des Denkens und Handelns müssen nun offenbar schmerzhafter erkaufte werden, als dies in Zeiten geringer regulierter Verhältnisse noch möglich war – um so wertvoller werden sie dann auch.

Ein weiterer Eindruck: Die Begünstigung zweier psychotherapeutischer Verfahren im Anerkennungsprozeß, der Psychoanalyse und der Verhaltenstherapie, rückt die systemische Therapie an den Rand. Auf der Bremer Tagung über „Sinn, Kultur und Affekte in systemischer Therapie“ im März 1999 machte Peter Fürstenau den Vorschlag, die systemischen Ausbildungsinstitute sollten, um ebenfalls in den Genuß der Anerkennung ihrer Absolventen zu kommen, sich mit psychoanalytischen Ausbildungsinstituten zusammentun. Wären alle Analytiker Grenzgänger, wie Peter Fürstenau einer ist, wäre dies ein bedenkenswerter Vorschlag. Aber selbst dann wäre über mögliche Gewinne und Verluste von Grenzverwischungen zu reden: Könnte es nicht sein, daß es sinnvoll ist, erst einmal eine solide therapeutische Identität an *einer* psychotherapeutischen Richtung auszubilden, bevor der (unverzichtbare) Blick über den Zaun folgt? Führte Fürstenaus Vorschlag nicht letztlich zu einer „allgemeinen Psychotherapie“, die so allgemein ist, daß von Spezifischem an therapeutischer Identität nichts mehr übrig bleibt?

Die Frage ist ja überhaupt, ob die Anerkennungsdebatte das Feld und seine Entwicklung weiter in dem Maße bestimmen soll, wie dies in der jüngeren Vergangenheit erfolgt ist. Rosmarie Welter-Enderlin hat in dieser Zeitschrift in ihrer Kolumne beispielsweise auf die Chance aufmerksam gemacht, die traditionelle Pluralität der Ansätze und der Berufsgruppen (die bei Haley so weit ging, daß er die Grenzen zwischen den Berufsgruppen völlig auflöste, womit er in seiner unnachahmlichen, sympathischen Art übers Ziel weit hinausgeschossen hat) in der systemischen Beratung und Therapie wieder erheblich stärker zu betonen.

Was hat dies alles mit dem vorliegenden Heft zu tun, in dessen Inhalte dieses Editorial Sie einführen soll, sie Ihnen schmackhaft machen soll? Nun, es wird wohl folgendes sein: Wir hatten in Folge drei Themenhefte, zwei über Professionalisierung und eines über Qualitätssicherung. Dieses Heft ist nun wieder eines, das nicht themengebunden ist. Es könnte so erscheinen, als stellte es eine Ansammlung heterogener Beiträge dar, die nichts verbindet, außer, daß Kolleginnen und Kollegen sich bemüht haben, ihre Reflexionsergebnisse im Bereich von Beratung, Therapie, Forschung und Ausbil-

dung einem größeren Kreis zugänglich zu machen. Dagegen wäre auch nichts einzuwenden. Aber es ist dennoch reizvoll, einen Bezug der Fülle der hier verhandelten Themen zu den oben skizzierten Eindrücken über Entwicklungstendenzen im Feld herzustellen. Konstruktivistisch denkend, fällt uns dies nicht schwer, notfalls erfinden wir diese Bezüge. So sei also folgender Vorschlag zur Einordnung der Beiträge in diesem Heft gemacht:

Der Aufsatz von Kronmüller, Hartmann, Kröger, Bergmann, Petzold und Herzog über die therapeutische Beziehung im familientherapeutischen Erstgespräch kann gelesen werden als Beitrag zur Selbstvergewisserung der systemischen Therapie und zur Leistungsfähigkeit systemischer Denkansätze, wenn es darum geht, therapeutische Prozesse zu verstehen.

Die Pluralität systemischer Ansätze wiederum wird in dem Beitrag von D. Helmes, M. v. Bebenburg und L. v.

Keyserlingk deutlich. Sie vergleichen zwei systemische Ansätze aus praktischen Gesichtspunkten: den der Mailänder Schule und den, der unter dem Stichwort „reflecting team“ bekannt geworden ist. Diese beiden Ansätze sind bisher vorrangig in anderen Zeitschriften als *System Familie* diskutiert worden; uns freut es, daß hier zwei Praktiker und eine Praktikerin sich zusammengefunden haben, um ihre Erfahrungen zu reflektieren und die Ergebnisse einem breiteren Kreis von Kolleginnen und Kollegen bekannt zu machen. Damit nutzen sie das Forum *System Familie* in dem Sinne, wie wir Herausgeber uns die Kooperation von Forschung und Praxis vorstellen.

Aber auch die universitäre Forschung kommt zu ihrem Recht. S. Krüger-Lebus und U. Rauchfleisch berichten über ihre Untersuchung zur Zufriedenheit von Frauen in gleichgeschlechtlichen Partnerschaften mit und ohne Kinder und leisten damit ei-

nen Beitrag zum Verständnis pluraler Familienformen. Ihr Thema trifft in den Kern von Paar- und Familienbeziehungen und ist somit ein Schlüsselthema, wenn es um die Einschätzung der „neuen“ Familienform gleichgeschlechtlicher Partner geht – Fortsetzungen, auch und gerade in Form von Fallstudien, sind erwünscht.

Zurück zu den Perspektiven der Praktikerinnen und Praktiker: Praxisforschung und Praxistheorie sind Gegenstand des Beitrags von H.-A. Schaub, der als (Familien-)Mediziner die klientenbezogene soziale Arbeit im Rahmen sozialpädagogischer Familienhilfe am Fall vorstellt und somit ein gelungenes Beispiel für die berufsgruppenbezogene Offenheit der Traditionen systemischer Beratung und Therapie liefert.

Diese Offenheit sollten wir uns, bei allen Schließungstendenzen, bewahren.



Bruno Hildenbrand  
Jena und Meilen/Zürich



Tom Levold  
Köln